

Predigt über Markus 4,26-29

Sexagesimae, 27. Februar 2011, Berliner Dom

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Wie, liebe Gemeinde, das Unaussprechliche in Worte fassen? Wie davon reden, was doch unser Begreifen unendlich übersteigt? Wie das Reich Gottes in die Dürftigkeit menschlicher Worte fassen?

Die Gleichnisse Jesu sind eine ebenso einfache wie faszinierende Antwort hierauf. Als kleine Bilder oder kurze Geschichten entführen sie ihre Hörer in eine Welt, die sie die Wirklichkeit mit neuen Augen sehen lehrt. Hat man sich mitnehmen lassen, kehrt man verändert zurück und weiß: Es steht nicht alles fest, das Leben ist kein unveränderliches Korsett, Türen öffnen sich, Freiheit wird spürbar.

Keine phantastischen Geschichten sind das. Sie führen uns nicht auf das magische Gleis 9¾ im Londoner Bahnhof King's Cross, wie bei Harry Potter, und auch nicht in die phantastische Welt des Zauberers von Oz. Die Gleichnisse Jesu gewinnen ihren Reiz vielmehr gerade daraus, dass sie mitten im Alltag einsetzen, ihre Bilder aus der Welt der Menschen nehmen, denen sie erzählt werden. Darum also, um diese alltägliche Welt geht es Jesus. Sie soll entdeckt werden als der Platz, auf dem Gott sein Reich baut. Das Gottesreich ist kein jenseitiger Ort, den wir, wenn es gut läuft, vielleicht irgendwann am Sankt Nimmerleinstag erreichen, sagen diese Geschichten. Nein, das Gottesreich liegt vor euren Augen, es ist ausgebreitet über die Erde, ihr müsst es nur sehen, euren Alltag wahrnehmen als Raum des Wirkens Gottes, „mitten im Diesseits jenseitig“

sein, wie Dietrich Bonhoeffer es formuliert hat, als er von der Anwesenheit Gottes in der Welt sprach.

Die Gleichnisse Jesu wollen also im buchstäblichen Sinn sehen lehren. Ihre den Blick verändernde Kraft beziehen sie daraus, dass sie die Welt als Raum für das Wachsen und Sich-Ausbreiten des Gottesreiches entdecken lassen. So ist es auch beim Gleichnis vom selbständigen Wachsen der Saat im 4. Kapitel des Markusevangeliums:

Und er sprach: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre. Wenn es aber die Frucht erlaubt, so schickt er alsbald die Sichel hin; denn die Ernte ist da.

Ein denkbar unspektakulärer Vorgang: Ein Mensch wirft Samen auf das Land, der wächst heran zum Weizen und wird geerntet. Nichts Besonderes also, und die Menschen aus den Dörfern Galiläas erkennen ihre Lebenswirklichkeit sofort wieder. Ja, sagen sie, genau das ist es, was wir alljährlich tun. Säen, die Saat wachsen lassen, ernten. Täglich kommen wir an Feldern vorbei, wo im Sommer das Getreide wächst, wir kennen die Arbeit auf den Feldern im Frühjahr und im Herbst. Was aber hat das mit dem Gottesreich zu tun? Wird denn das Gottesreich bei uns aufgerichtet, in den kleinen, unscheinbaren Dörfern im ländlichen Galiläa? Und *wir*, was haben *wir* damit zu tun? So fragen sie und wundern sich über den seltsamen Vergleich der von Saat und Ernte mit dem Gottesreich.

Schauen wir das kleine Gleichnis näher an, um einer Antwort auf die Spur

zu kommen. In der Tat: Die Frage, was der alltägliche Vorgang des Säens, Wachsens und Erntens mit dem Gottesreich zu tun hat, was er mit *uns* zu tun hat, drängt sich auf. Und das Gleichnis hält sehr wohl eine Antwort auf diese Frage bereit. Es berichtet nur sehr kurz vom Vorgang der Aussaat, und auch das Ende, die Ernte der reifen Frucht, kommt nur denkbar knapp in den Blick. Länger hält es sich dagegen bei der Zeit dazwischen auf. Vom Sämann wird erzählt, dass er seinen täglichen Geschäften nachgeht, und dass er selbst nicht weiß, wie der Same wächst. Vom Samen wird in einer angesichts der Kürze des Gleichnisses geradezu ausführlichen Weise berichtet, wie er wächst und die einzelnen Teile der Pflanze – Halm, Ähre, Weizen in der Ähre – nacheinander entstehen. Darauf, auf die Phase zwischen Aussaat und Ernte, kommt es also offensichtlich an. Und schließlich: Wie ein Signalwort erklingt das „Von selbst“: „Von selbst bringt die Erde Frucht ...“ „Automatisch“ könnte man auch sagen, denn das griechische Wort an dieser Stelle heißt „*automatê*“, von dem unser Wort „automatisch“ abgeleitet ist.

Das Reich Gottes kommt also von selbst, „automatisch“? Der Mensch muss nichts, ja: *kann* und *soll* nichts dazu tun, nur schlafen und aufstehen? Ein Aufruf zur Faulheit also, eine Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral, wie bei Heinrich Böll? Die Menschen in Galiläa werden wohl gemerkt haben, worauf Jesus mit dieser Pointe zielt. Sie werden nicht in die simple Falle getappt sein und das Gleichnis als Aufruf zur Passivität missverstanden haben. Sie werden auch ganz sicher nicht gedacht haben: Dann schaue ich von nun an jeden Morgen aus dem Fenster, ob das Reich Gottes wieder ein Stück gewachsen ist. Sie werden aber auch nicht gedacht haben: Da hat Jesus den Machern dieser Welt aber mal ordentlich die Leviten gelesen und denen, die meinen, es komme auf Leistung und

Autorität an in Kirche und Gesellschaft, ins Stammbuch geschrieben, dass in Gottes Reich nur kommt, wer, um mit Martin Luther zu reden, schläft und wittenbergisch Bier trinkt.

Nein, die Menschen in Galiläa werden sehr wohl verstanden haben, dass das Gleichnis kein Aufruf zur Untätigkeit ist und auch keine wohlfeile Kritik an denen, die Verantwortung tragen und sich um das Wachsen des Reiches Gottes in der Welt bemühen. Sie werden das schon darum verstanden haben, weil sie natürlich wussten, dass man nach der Aussaat nicht nur schläft und aufsteht, sondern sich um andere Dinge kümmert, auch wenn für das Wachsen der Saat die Natur vonnöten ist: der Boden, der Regen, die Sonne, der Wind.

Was aber haben die Menschen in Galiläa dann gehört? Ganz sicher haben sie gemerkt, dass Jesus mit der Aussaat des Samens den kleinen, unscheinbaren Beginn des Gottesreiches meint, denn genau dafür steht das Bild der Aussaat in seinen Gleichnissen. Im Gleichnis vom Samen, der auf verschiedenen Acker fällt, das wir vorhin als Evangeliumslesung gehört haben, wird es in ganz ähnlicher Weise verwendet, um deutlich zu machen: So beginnt das Gottesreich: zunächst kaum sichtbar, wie kleine Samenkörner, die doch, wenn sie auf guten Boden fallen, vielfältige Frucht bringen. Das Gleichnis von der automatisch wachsenden Saat setzt dieses Gleichnis fort. Es lenkt den Blick auf die Zeit zwischen Aussaat und Ernte. Und es besagt: In dieser Zeit vertraut Jesus das ausgesäte Gottesreich seinen Nachfolgern an, legt es in die Hände derer, die sich von ihm in Anspruch nehmen lassen; die diese Welt zu einem Raum machen wollen, in dem das, was Jesus begonnen hat, wächst und gedeiht, das Heil Gottes erfahrbar wird und Menschen sich anstecken lassen von der Nähe Gottes, die in seinem Wirken begonnen hat und erfahrbar geworden ist in der

Gemeinschaft mit ihm.

Von der Kraft des Wortes Gottes in der Welt spricht das Gleichnis also. Davon, dass Jesus es uns zutraut, sein Wirken fortzusetzen und die Welt zu einem Ort werden zu lassen, wo nicht Hass, Missgunst und Gewalt regieren, sondern die Liebe und Gemeinschaft Gottes, die Jesus gebracht hat. Am Ende wird der Sämann die Sichel zur Ernte senden – jeder Mensch in Galiläa versteht, was damit gemeint ist: Am Ende der Zeit wird Gott die Welt vollenden, es wird darauf geschaut werden, was wir aus den Anfängen gemacht haben, die mit dem Wirken Jesu gesetzt sind.

„Automatisch“ wächst das Gottesreich also, weil sich der Geist, den Jesus in die Welt gebracht hat, verbreitet, weil er Menschen inspiriert, sie in Bewegung setzt, weil sich fortsetzt, was damals seinen Anfang genommen hat in den Dörfern Galiläas. Darum ruht der Blick des Gleichnisses auf der Zeit des Wachstums, zwischen Aussaat und Ernte.

Es ist der gelassene Blick dessen, der darum weiß, dass er das Gottesreich nicht selbst herbeizwingen soll und kann, sondern daran mitwirken darf, die in der Welt ausgesäte, in sie eingepflanzte Liebe Gottes ihrer Vollendung zuzuführen. Es ist das Wissen darum, getragen zu sein von der Weite und Tiefe der Geschichte Gottes mit seinem Volk, in die wir hineingenommen sind und die uns trägt, auch in dürftiger Zeit, in der nur wenig zu spüren ist von der Wirkmächtigkeit des Wortes Gottes.

Ja, auch diese Gelassenheit lehrt das Gleichnis und es entlastet uns davon, für das Uneindeutige, Nicht-Gelungene und Fragment Gebliebene vor Gott einstehen zu müssen. Es sind ja tatsächlich oft andere Werte als die Suche nach dem Reich Gottes, die den Ton angeben, wenn in unserem Land, in unserer Stadt, ja, auch in unserer Kirche Entscheidungen gefällt werden. Man braucht gar nicht an unwürdige Schauspiele über

Glaubwürdigkeit und Integrität führender Politiker zu denken. Es genügt schon, wenn wir uns bewusst machen, dass Dinge, die wir in unserer Kirche, unserer Familie, unserer persönlichen Lebensplanung zu entscheiden haben, oft wenig eindeutig und ein Abwägen eher von Besser und Schlechter als von Gut und Böse sind. Es ist oft nicht leicht, mit Klarheit und Eindeutigkeit zu sagen, was richtig ist, welcher Weg zum Reich Gottes führt, und welche Entscheidung die falsche Richtung vorgibt. Die klaren Entscheidungen zwischen richtig und falsch, Aufrichtigkeit und Lüge, sind eher die seltenen. Viel häufiger geht es um das Abwägen zwischen zwei Wegen, bei denen gar nicht deutlich ist, welcher sich am Ende als der bessere herausstellen wird. Wer weiß schon so genau, welche Entscheidungen, die in Kirche und Gesellschaft zu fällen sind, sich in 20 Jahren als die richtigen herausstellen werden? Wer kann voraussehen, in welcher Richtung sich entwickeln wird, was wir heute für unser Land, für Europa, für die globalen Zusammenhänge, in denen wir leben, auf den Weg bringen? Niemand ist davor gefeit, Entscheidungen zu treffen, bei denen er nicht überschauen kann, welche Konsequenzen sie zeitigen mögen und die dennoch getroffen werden müssen. Vorläufigkeit und Unübersichtlichkeit gehören zu unserem Leben, niemand kann sie uns abnehmen, und doch sind gerade sie der Raum, in dem Verantwortung zu tragen ist dafür, wie wir die Welt gestalten und uns bemühen, das Reich Gottes in ihr sichtbar werden zu lassen.

Das Gleichnis von der automatisch wachsenden Saat negiert dies nicht, sondern setzt es unter das Vorzeichen der gelassenen Zuversicht. Es ruft dazu auf, mit Gelassenheit die Dinge zu tun, die uns möglich sind; in Verantwortung vor Gott und den Menschen so zu handeln, dass das Reich Gottes wachsen kann auf unserer Erde.

In der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts hat man in dem Gleichnis von der automatisch wachsenden Saat einen Beleg dafür gesehen, dass sich die bürgerliche Welt, gerade im preußischen Staat, auf dem Weg zum Reich Gottes befindet. So optimistisch können wir heute, nach den Erfahrungen von zwei Weltkriegen, die von Deutschland ausgegangen sind, nicht mehr sein. Die Ambivalenz und Brüchigkeit ethischer Entscheidungen, die Grenzen dessen, was wir auszurichten vermögen gegen Naturkatastrophen, die Ernüchterung darüber, was wir anzurichten vermögen mit dieser Welt, haben uns vorsichtig werden lassen und nachdenklich darüber, was denn wohl der richtige Weg sein mag, hin zu einem Leben im Angesicht Gottes, hin zu einer Welt, in der es sich zu leben lohnt.

Diese Skepsis bewahrt uns davor, unsere menschlichen Ordnungen mit dem Reich Gottes gleichzusetzen. Auch das können wir aus dem Gleichnis lernen: Der Same wurde von *Jesus* in die Welt gebracht, sein Wachsen wird von *Gott* bewirkt, am Ende wird Gottes Reich stehen. Wenn wir das kleine Stück, das wir dazu beitragen können, in diesem umfassenden Zusammenhang verstehen lernen, wenn wir spüren, wie die Nähe Gottes seit dem Wirken Jesu Menschen in Bewegung setzt und sie dazu bringt, ihr Leben dem Wachsen des Reiches Gottes zu widmen, dann haben wir wohl etwas verstanden von Jesu Gleichnis vom Gottesreich, das wächst wie die automatisch aufgehende Saat.

Die Gleichnisse Jesu sind Miniaturen vom Reich Gottes. Sie malen uns vor Augen, wie es wäre, wenn wir uns darauf einließen, dem Willen Gottes zu folgen, ihn zum Maßstab unseres Handelns zu machen. Ihre suggestive Kraft liegt darin, dass sie mitten im Leben ansetzen: bei unseren Erfahrungen mit anderen Menschen, in der Familie, bei der Suche nach

Arbeit, der Einladung zu einem Fest, dem Umgang mit Betrügern. Sie laden dazu ein, diese unsere alltägliche Welt mit anderen Augen zu sehen, sie aus der Perspektive Gottes zu betrachten, der die Welt verwandeln will zu seinem Reich. Und plötzlich erscheint es nicht mehr nur alltäglich, wenn im Frühjahr das Getreide wächst und im Herbst geerntet wird; wenn wir überraschende Begegnungen mit Menschen haben, die uns ganz anders gegenüber treten, als wir es erwartet hatten, oder sich eine Feier zu einem Erlebnis ganz eigener Tiefe entwickelt. Die Gleichnisse Jesu laden dazu ein, in diesen scheinbar alltäglichen Vorgängen wie in einem Bild das Wachsen des Reiches Gottes zu sehen. Die Wirklichkeit des Alltags ist keine drückende Last, der wir unentrinnbar ausgeliefert sind, sagt Jesus mit diesen Bildern. Sie ist vielmehr ein Raum, der darauf wartet, mit all den Möglichkeiten, die in ihm schlummern, entdeckt zu werden; der das Potential in sich trägt, Reich Gottes zu sein. Ihr müsst nur richtig hinsehen, sagen diese Gleichnisse, dann ist eure Wirklichkeit viel mehr, als ihr zu hoffen wagt.

Und so dürfen wir aus diesem Gottesdienst die Ermutigung und die Gewissheit mitnehmen, dass Gott den Samen seines Reiches in diese Welt gelegt hat; dass er, was mit dem Kommen Jesu Christi begonnen hat, zu einem guten Ende führen wird; dass wir die Zeit, die uns geschenkt, die Erde, die uns anvertraut ist, als Chance begreifen dürfen, Gottes Reich darin wachsen zu lassen. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.